



«Im Antlibuech goht's zue und häär...

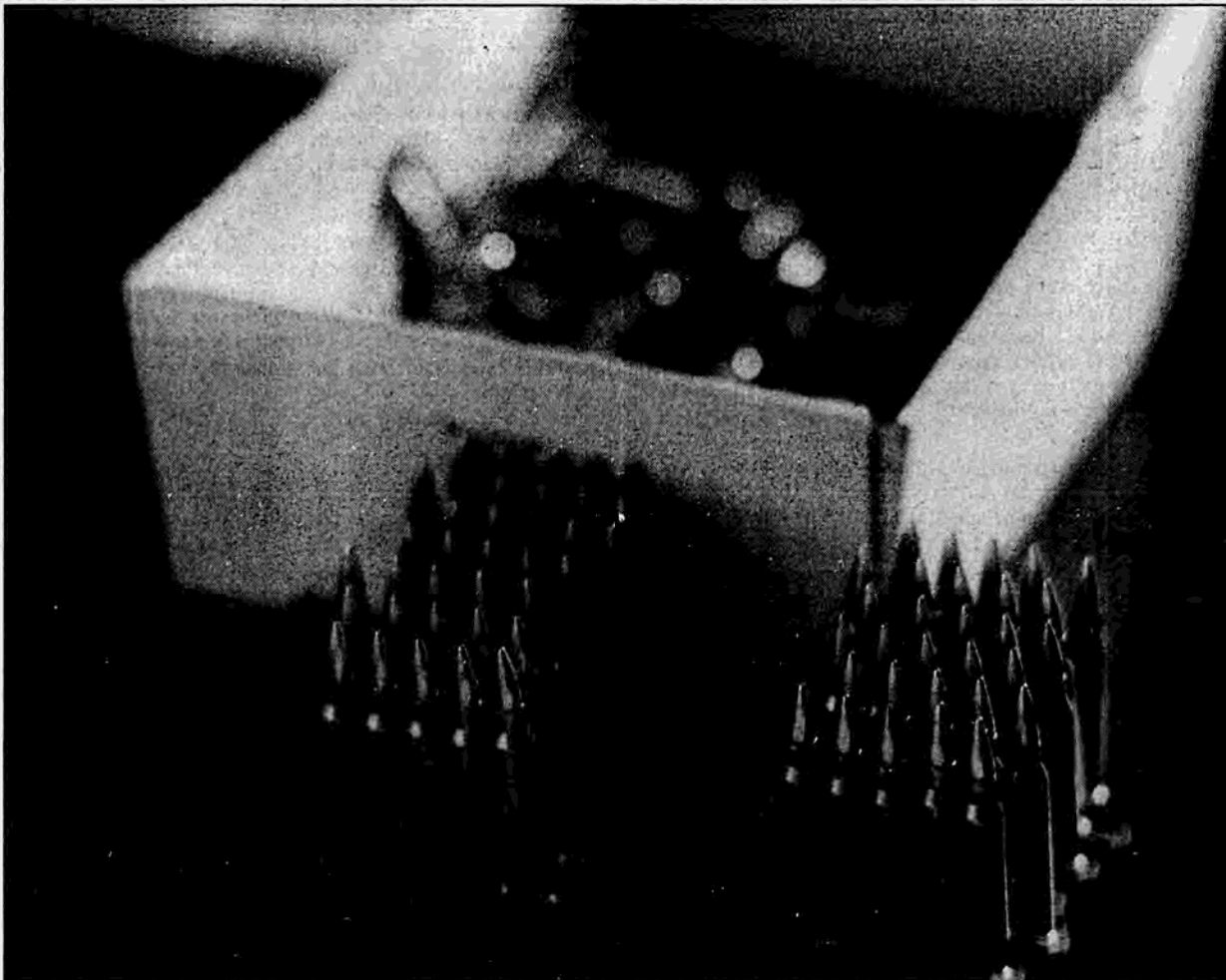
Wyberstich

Schützinnen, Schützen und andere Menschen im Entlebuch

Von Lisbeth Herger (Text) und Pia Zanetti (Bilder)

Bei den Meistern. Die Luft zittert; Schüsse krachen im Sekundentakt; das Ohr unter der Plastik-Muschel hat sich nicht daran gewöhnt. Zwölf Läufe zielen ins Schwarze von zwölf Scheiben, zwölf Leiber liegen nebeneinander auf Matten. Mit angewinkeltem Bein, wer ein Mann ist, züchtig gebettet die Frau auf dem reservierten Platz der Scheibe sieben. Der Rock liegt geglättet, das Knie ist bedeckt, das Korn steht im Visier. Die Frau krümmt ihren Finger, unmerklich ruckt der Lauf. Sie wendet den Kopf und wartet. Die Digitalanzeige blinkt rot: 85 Punkte. Die umstehenden Männer kommentieren: kein schlechter Start für den «Wyberstich». Doch der Schützenmeister neben ihr will mehr. Nicht umsonst kennt er sich aus, wenn es um Kimme und Korn und Visier geht. Flink hantiert er mit Taschenmesser und Kornschieber, brüllt der Frau einen Ratschlag ins Ohr, derweil es knallt und Pulverdampf in die Nase sticht. Die Schützin klemmt eine Locke unter den Gehörschutz, legt erneut an, zielt und schießt. Die Anzeige blinkt, der kleine Drucker schnarrt, der Warner notiert ins Schiessbüchlein: 72 Punkte der zweite Schuss. Für eine Gabe wird es reichen. Aber Schützenkönigin wird man damit nicht.

Draussen vor dem Schützenhaus leuchtet eine weisse Abendsonne die Escholzmatter Hügel



... als wenn de Chrieg usbroche wäär.»

aus. Samt den Holzkreuzen auf den Kuppen und den mächtigen Linden. Der heurige Entlebucher Amts- und Wyberschiesset lässt sich gut an; die da oben im Himmel spielen mit. Die Männer und Frauen aus dem Tal natürlich auch. Geduldig stehen sie vor dem Schützenhaus in der Reihe, lösen das Schiessbüchlein, bezahlen die Stiche, decken sich mit Munition ein und lassen sich nach Bedarf vom Rangeur eine Scheibe reservieren. An vier Tagen wird geschossen, übers Wochenende. Mit dem Sturmgewehr tun es die meisten; ein paar Hartnäckige beharren auf dem Karabiner. Die Männer bringen die Waffe mit, die Frauen leihen sie sich, vom Mann, vom Bruder, von der Schützengesellschaft.

35 000 Patronen werden verpulvert. 1465 Schiessende proben Glück und Können; knapp die Hälfte von ihnen, nämlich 631, sind Frauen. Der wichtigste Brauch im Entlebuch ist zugleich das grösste Frauenschieszen im Land. Darauf ist man stolz. Mag man vom Entlebuch als dem Armenhaus der Schweiz reden, wenn es um Löhne und Vermögen geht, mag das Emmental auf der andern Seite der Wasserscheide mit seinen stattlichen Höfen, fetten Matten und dem berühmten Dichter, der dem Land und seinen Leuten zu Ruhm und Ewigkeit verholfen hat, hablicher sein und mögen

dort ein paar Weiber manchmal auch ein Gewehr in die Finger nehmen – unbestritten bleibt: der grosse Wyberschiesset findet im Tale der kleinen Emme statt. Und er hat eine lange Tradition.

Eine so lange gar, dass keiner genau weiss, wie aus dem einstigen Landschiessen im 15. Jahrhundert der heutige Amts- und Wyberschiesset geworden ist. Gesichert ist, dass schon 1422 im Entlebuch wettkampfmässig geschossen wurde und dass die Herren von Luzern dafür ein reges Interesse zeigten, liess sie den schiessenden Untertanen doch ansehnliche Gaben als Preise zukommen. Das Schiessen wurde periodisch über Jahrhunderte fortgeführt, wandelte sich in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum «Entlebuchisch-Emmentalischen Wetschiesset», das abwechslungsweise – und offenbar ungeachtet der konfessionellen Hürden – in einem der beiden Täler stattfand. Bis man sich, vierzig Jahre später, überwarf und die Schiessen wieder separierte. Die spenderfreudigen Patrizier waren längst durch Herren aus Politik und Behörde ersetzt worden. Und durch die Frauen. Erstmals werden diese 1840 als Gabenspenderrinnen erwähnt: Ehrengaben soll-

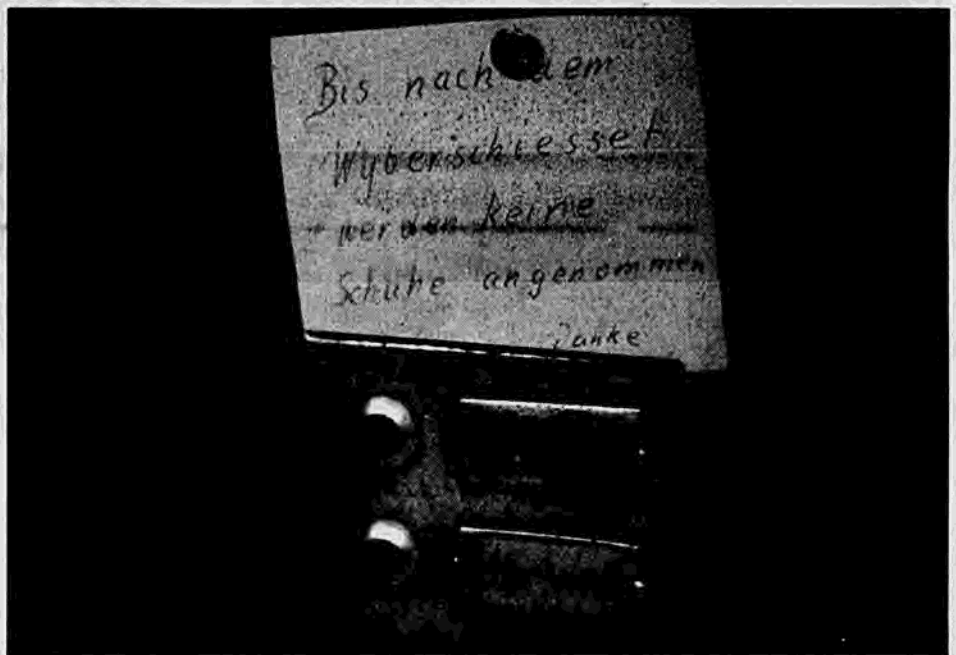
tion zeitgeistig medial. Da fährt der Photograph von der Boulevardpresse vor, ist unzufrieden mit dem, was er sieht: Unspektakuläre Frauen im Alltagsgewand, kein gutes Sujet. Das Bild, das dann durch die Zeitungen geht, diese schiessenden Frauen in Sonntagstracht, ist inszenierte Folklore, was kaum jemandem stört.

Am wenigstens die Männer hier mit dem zähen Blick und den wettergeerbten Nacken, die zum Amtsschiessen pilgern, dieses Volk von Schützen und Jägern, denen das Schiessen so heilig ist wie das Beten. «Bei uns sind die Frauen halt gleichberechtigt», reklamieren sie für sich, «und wenn es Krieg gibt, dann können sie mithelfen, dann wissen sie, wie es geht.» Die Frauen dagegen sind ratloser, fragt man, was genau sie in den Schiessstand teigt. Weil es so Brauch ist. Wegen der Tradition. Weil der Bruder, der Mann sie überredet hat. Da macht auch die leichtfüssige Junge mit dem klaren Blick keine Ausnahme. Sie wurde gefragt, kam ohne grosse Begeisterung mit. Nach Faszination, nach lustvoller Spannung sucht man bei den meisten vergeblich. Die Gier nach dem Pulverrauch, die Leidenschaft zum Schuss ins Schwarze scheint bei den

Amt. Die Vorsteherin des Tempels, eine Studer, und zwar die, die man vom Jodeln kennt, empfängt im profanen Alltagskleid. Noch ist ja nicht Sonntag. Stolz präsentiert sie als Präsidentin des Gabenkomitees die Ausbeute intensivster Sammeltätigkeit. 1800 Bettelbriefe wurden verschickt, 1150 Frauen haben gespendet, für über 100 000 Franken sind Preise zusammengekommen. Während dreier Wochen waren sie unterwegs, an die sechzig Leute, hier in Escholzwach, drüben in Marbach. Von Haus zu Haus zogen sie, von Frau zu Frau, keine wurde vergessen. Die Frauen öffneten meist nicht nur die Tür, sondern auch den Geldbeutel oder dann das Gänterli, wo der handgeschnittene Teller und das Stöckchen oder die beschriftete Treichel abholbereit lag. Und nun kann man sie also besichtigen, die 630 Naturalgaben, von emsigen Frauenhänden aus dem Zivilschutzkeller in den Tempel getragen und ordentlich präsentiert: die Uhren und Gläser, die Mixer und Toaster und Bügeleisen, die Brännli und Bränneli aus einheimischen Schnitzstuben, die Erinnerungsteller mit eingetragener Jahrszahl und Wyberschiesset-Emblem, der Leuchter aus echtem



«Und wie si schiesse, sakkerdie! Do müend jo d'Manne nydlich sy!»



«Wenn's einisch würkli äärnscht sött goh ...»

ten die «Wyber und Meitschi» spenden, dafür wurde eigens ein neuer Stuch geschaffen, der Wyberstich. Als Entgelt luden die Männer am Festtag zum Nydelkaffee. Aus der Einladung wurde bald Pflicht. «Jeder Theilnehmer ist streng verpflichtet, den Fall der Unmöglichkeit ausgenommen, in weiblicher Begleitung zu erscheinen», forderte ein Reglement von 1886. Im Schutz der Schiessbanner und Gabentisch sollten wohl die heiratsfähigen Töchter aus der Abgeschiedenheit der Einzelhöfe unter das Mannsvolk gebracht werden. Die Vermutung wird bestätigt durch den Chronisten O. St. in seinem Beitrag zum «Entlebucher Wyberschiessen» von 1939: «Nicht selten haben sich ledige Schützen von bestimmten Töchtern gespendete Gaben so scharf ins Auge gefasst, dass sich in der Folge ein freundschaftliches und später auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege das festgefügte, eheliche Verhältnis daraus entsponnen hat.»

Wie aber wurde aus der in der Sonntagstracht herausgeputzten Schwester oder Tochter oder Frau ein schiessendes Weib, das sich weder vom Krachen der Schüsse noch von den «unkampelten Schiesssprügel» noch vom Rückschlag beim Abschuss schrecken liess? In den Chroniken sind sie einfach plötzlich da, diese schiessenden Frauen. An der Schwelle unseres Jahrhunderts tauchen sie auf, zuerst nur wenige, dann, 1934, bereits eine Hundertschaft. Und ihre Schiesskünste lassen sich sehen. «Die Resultate der schiesskundigen Frauenwelt sind nicht selten verblüffend gut. (...) Eine Frau siegte mit 94 Punkten, während ihr Ehemann mit 75 Punkten sich der besseren Hälfte unterordnen musste», heisst es in einem Bericht.

Doch ganz so ernst nimmt man das schiessende Weibervolk nicht. Die Emanzipation im Schützenhaus ist keine Frauenrevolution. Die alten Meister halten ihre Stellung; der Karabiner geht nur leihweise und unter Aufsicht in Frauenhand. Das Wyberschiessen ist ein Weiberspiel, das den Männern gefällt, das begrüsst wird als folkloristisches Kleinod eigener Prägung, mit dem man sich landesweit sehen lassen kann. An der Landi 1939 etwa werden die bewehrten Wyber in der Sonntagstracht ins Dörfli gefahren, und die Männer singen stolz: «Mir hei die beschte Schütze, und d Wyber schiesse-n-ou». Inzwischen ist die nationale Präsen-

Männern geblieben zu sein. Beim Bannermeister. Beim Heiligvogt. Beim Amtsschützenmeister. Beim Präsidenten des Schiesskomitees, der nach der Mittagspause «Feuer frei!» ins Mikrofon ruft und der den Schlüssel hütet zum grossen Tresor voller Munition.

Die Schiesslust den Männern, die Träume den kleinen Mädchen. Zu zweit stehen sie auf dem Weg ins Dorf und verkaufen Wyberschiesset-Pins. Ihre Haare sind schwarz, die Augen dunkel, der Akzent slawisch. Natürlich werden sie auch schiessen gehen, wenn sie einmal gross sind. Falls sie dann noch hier sind.

Im Gabentempel. Das Schild ist unübersehbar, führt man auf der Hauptstrasse durchs Dorf. Die Pfarrkirche wird für einmal links liegengelassen; diesmal will man in den Saal daneben, in den Gabentempel, wie es so schön heisst, dorthin also, wo die Trophäen sind, die es zu holen gilt, falls der Schuss trifft, wie man es sich erhofft. Da hängen und liegen und stehen sie, all die Preise, die gespendet worden sind von Behörden, von Politikern, vom Gewerbe und Kleinhandel. Vor allem aber von den Frauen im Oberen



... die Wyber wääre au no doo.»

Hirschhorn. Oder dann der Morgenstern dort an der Wand, der Vorderlader daneben und gegenüber der alte Stuch, der die neun Dörfer des Entlebuch im Schmuck des letzten Jahrhunderts zeigt. Separat in einer Vitrine die Zinnkannen, für Königin und König je eine, schliesslich die Pokale und Medaillen und Teller mit eingraviertem Rang.

Der Gabentempel heuer darf sich sehen lassen, er steht dem vom letztenmal in Schöpfheim nicht nach. Trotzdem – die Sache mit dem Sammeln ist harzig geworden. Die Männer wollen nicht finden; sie haben keine Zeit, klagt die Komiteepäsidentin. Das müssen dann wohl künftig die Frauen übernehmen, fügt sie pragmatisch hinzu. Auch mit dem Dank klappert es nicht recht. Zwar wird jede Gabe mit dem Namen der Spenderin präsentiert. Doch auf ein Danke warten die meisten vergebens. Wer gewinnt, denkt wohl, er habe es verdient. Das aber gibt böses Blut. Und anklagende Telefongespräche. Man will wissen, wer die Preise geholt hat. Die Präsidentin versteht und gibt die Namen preis, was das böse Blut weiter wallen lässt.

Erstmals in diesem Jahr hat der Gabentempel die 100 000-Franken-Grenze überschritten. Das wird als gutes Omen gesehen. Damit lässt sich antreten gegen die Stimmen, die von dieser Gabensammelei nicht viel halten. Die das Betteln unzeitgemäss finden. Die sich ärgern über den Standardbrief an Beamte und Ärzte, der sozusagen im kategorischen Imperativ zum Geben verpflichtet. Und die das gute Sammelergebnis weniger der Traditionsverbundenheit zuschreiben als vielmehr dem sozialen Druck, weil die Spenderin nicht anonym bleibt, weil sie quasi samt ihrer Gabe im Tempel ausgestellt wird. Das alles kümmert die Frauen vom Gabenkomitee vorerst nicht. Sie haben zu tun. Vom gespendeten Bargeld müssen weitere sechshundert Gaben eingekauft werden. Und am Sonntag ist es dann soweit: punkt 16.30 Uhr. Dann wird der Tempel geöffnet. Die Besten werden die Ersten sein.

Die Schützenkönigin. Sie lacht. Sie lacht und strahlt bei der Triumphfahrt durchs Dorf in der Kutsche. Ihr Bild ist auf dem

T-Shirt, das ihre Fans stolzbrüstig tragen. An der Pressekonferenz im «Kronen»-Säli, wo sie zusammen mit dem Schützenkönig der Presse vorgestellt wird, vernimmt man, dass sie Gerda heisst. Das klingt nördlich fremd; aber der Familienname schafft Klarheit: Sie ist eine Stadelmann, gar eine von Escholzmatt selbst. Das ist erfreulich. Ging doch die Ehre vor drei Jahren ins städtische Reussbühl zu einer Auswärtigen, und zuvor hatte «eine eingeherrschte Obwaldnerin die Wyber und Meitschi im Entlebuch bezwungen», wie eine Schlagzeile damals monierte. Es ist also wieder Zeit für eine Hiesige. Hier, wo man auch nach zwanzig, nach dreissig, nach vierzig Jahren auswärtig bleibt, zieht man von ausserhalb zu. Und wo man Berühmtheiten, wenn sie Egli heissen oder Lötcher oder Wicki, unverdrossen als die Eigenen feiert, auch wenn sie nie hier gelebt haben und nur mehr der Name ins Tal, in die Krähen zurückweist. Die neue Schützenkönigin lebt zwar jetzt auch im Gäu, aber sie gehört noch dazu, man kennt sich von Kindsbeinen an, so gut, dass man ohne Bedenken statt ihrer Red und Antwort stehen kann. Was das Schiessen ihrem Herzen denn bedeute, wissen die

weil gleich danach die Kinder kamen. Auch die Ur-Schützenkönigin, die erste der Gekrönten, hat ihren grossen Tag noch in bester Erinnerung. Das war 1934. Stolz zeigt sie das Zinnkännchen, das sie damals bekam, als beste ledige Schützin, gestiftet von einem Welschschützenmeister. Ausgerechnet sie, wo sie doch nicht einmal zum Üben kam, weil ihre Mutter krank lag und sie sie pflegen musste. Zum Bankett allerdings wurde damals noch nicht geladen. Auch die Fahrt im Landauer kam erst später – eine Idee ihres Sohns. So ändern sich die Zeiten.

Das Fest. «Wir wollen frei sein, wie die Väter waren. Aber nid eso wie d Muettere.» Das würde sich gut anhören, da vorne, am Rednerpult, von einer Frau ins Mikrofon gesprochen, der fünfhundertköpfigen Festgemeinde als Spezialgabe mitgegeben. Doch den aufmüpfigen Spruch muss man anderswo suchen: es ist ein Kalenderspruch in der Entlebucher «Brattig», geschrieben von einer Zugezogenen, die nicht ans Wyberschiesset kommt, dafür

als Salomo sind sie, bauernschlau, mit festem Freiheitsinn – alles nachzulesen bei so berühmten Gelehrten wie Paracelsus, Xaver Schnider, Kasimir Pfyffer. Man kokettiert mit dem Rot in der Amtsschützenfahne, distanziert sich vom Blau der Uno-Helme, freut sich, dass keine «linksgrährhete Sieche» da sind, denn das sind die wahren Feinde.

Und sie fehlen tatsächlich hier am grossen Fest, die andern. Denen die Lust am Schiessen abgeht, weil das Gewehr für sie immer Waffe bleibt, die tötet. Denen die Kanzeltirade des Pfarrers gegen politisch aktive Frauen genauso aufstösst wie das Schweigen im andern Dorf, wo der andere Pfarrer, wie man hört, es mit jungen Mädchen treibt, und niemand etwas tut. Und plötzlich meint man die Klagen jener zu verstehen, die es bedauern, dass hier nichts Aufmüpfiges entsteht. Dass die Opposition der «Schwarzen», das heisst der Liberalen, manchen schon zu viel ist. Und die von den Grenzen sprechen, vom Leiden, wenn es um jene geht, die nicht so denken wie alle. Vielleicht ist es ja nicht zufällig, dass die zwei Rebellen aus dem Bauernkrieg, der Schibi und der Emmen-



«Do chöme Fraue i de Tracht, die trädge 's Sturmgeehr wie zur Schlacht. Ha ned lang raate müesse...»

Herren besser als sie selbst. Sie hat es im Blut, meint der Schiesskomitee-Präsident: «Ihr Vater war schon immer ein guter Schütze.» «Und der Grossvater auch», beeilt sich sein Nachbar. «Und dann ist da natürlich die Freude an der Konzentration», weiss der dritte. Die Königin ihrerseits schweigt. Und lächelt. So wird sie geliebt – gefeiert und hofiert. Einen ganzen langen Tag lang und noch länger. So soll es sein. Ruhm der schiessstüchtigen Frau am Sonntag.

Weniger Ehre der aktiven Frau in der Alltagspolitik. Da möchten die Entlebucher Männer am liebsten unter sich bleiben. Da sind starke Frauen nicht sonderlich gefragt. Wenn es schon eine sein muss, dann eine, die passt. Am liebsten eine Bäuerin. Auf jeden Fall eine, die den traditionellen Jass nach der Vorstandssitzung nicht mit lästigen Fragen stört. Und einheimisch muss sie sein. Den Zugezogenen mit ihren merkwürdig langen Röcken traut man nicht recht über den Weg. Aber auch die Hiesige kann die falsche sein. Obwohl sie Röösli heisst und vom Berg kommt und zwölf Geschwister hat. Seit zwanzig Jahren arbeitet sie hier im Amt. Sie ist beliebt. Man kennt sie. Sie ist eine Autorität. Das ist gewissen Männern zuviel. Sie verhindern sie als Grossrätin. Man ekelt sie weg. Beschmiert die Fenster ihres neugebauten Hauses – ein eigenes Haus für eine Ledige, welche Kühnheit. Kondome kleben am Auspuff ihres Wagens. Und man verweigert ihr einen brauchbaren Raum für ihren Unterricht, will sie mit einer umgebauten Mädchentoilette abfertigen. Sie kündigt. Ein ganzes Amt hat plötzlich keine Logopädin mehr. Die CVP-Frauen des Kantons freuen sich dafür über eine neue Präsidentin.

Die alte Sage aber – soeben in einem schmucken Bändchen neu aufgelegt – erhält eine merkwürdige Aktualität. Nur hat dort die stolze Sophie, die hübsch ist, die selbstständig wirtschaftet, die keinen Mann will, keine Chance. Als «Sträggele» wird die Aufmüpfige von ihrem Vater verbannt, ins gefürchtete Enzloch unterm Napf.

Eine Schützenkönigin ist da weit weniger gefährlich. Mit der kann man umgehen. Da kommen die Nachbarn mit königlich verzierten Wachskerzen, mit eigenhändig geschnitzten Tellern und gratulieren. Da wird man noch Jahre danach im Dorf als Königin begrüsst. Selbst wenn man nur einmal zum Schiessen gegangen ist,

den Geigenbogen spannt und ab und zu mit Wörtern zielt. Es gibt wenige wie sie. Hier auf dem Platz, drüben im Saal wird zwar auch viel von Freiheit gesprochen. Doch das Wort gehört dem Mann. Dem OK-Präsidenten von heute und dem OK-Präsidenten vom Mal zuvor. Dem Amtsschützenmeister und dem Chef des Empfangskomitees. Die «Gnädigen Herren» aus der Politik werden freundeidgenössisch begrüsst, Gross- und Regierungsräte, Stände- und Nationalräte. Einer von ihnen tritt ans Mikrofon, betont den Fortschritt in Sachen Frau in dieser Gegend: «D Froue hei nie müesse hinde n abe bi üs uf em Land.» Grund genug, so fährt er fort, sich vor der formalen Gleichstellung nicht zu fürchten: «Ändere wird sech im Alltag wäge däm nüt.»

Und selbstverständlich werden auch die Herren Militärs nicht vergessen, der Herr Korpskommandant nicht und auch nicht der Herr Divisionär. Man begrüsst sie als «die Grünen, die man mag», lacht über den eigenen Witz, betont die Wichtigkeit solcher Schiessanlässe für die Freiheit unseres Landes, sichtbarer Beweis «von ere gesunde lischdüig zu Schtaat und Armee». Und dann lobt man die guten Eigenschaften, die die Entlebucher haben. Weiser



... 's isch Amts- und Wyberschiesset»

egger, unerwähnt bleiben in all den geschichtsträchtigen Reden. Obwohl ihr Denkmal auf dem Festplatz steht – etwas verschämt allerdings am Rande. Und inzwischen verborgen im nächtlichen Schatten.

Längst hat der nachmittägliche Umzug sich aufgelöst mit den Jodlern und den Fahenschwingern, den Amtsschützen und Jägern, der Kindertrachtengruppe und der «Harmonie» vom Nachbardorf. Die Proklamation des Schützenkönigpaars ist verhallt. Es wird getafelt und gefeiert, beim grossen Bankett im Hotel Bahnhof. Der Saal ist voll besetzt, es sind um die zweihundert Gäste, das Gulasch Stroganoff findet Zustimmung, auch der Wein, der Schnaps und die musikalischen Einlagen: Kadettenspiel, Jodel, Alphorn, Terzett. Man zeigt, was man kann. Noch einmal wird geredet, fast jedem wird gedankt, nur die Sekretärin vom Amtsschützenrat wird – schon wieder – vergessen. Die Bestrangierten werden ausgezeichnet, Veteranen mit Spezialpreisen geehrt. Ehrendamen in Festtagstracht überreichen die obligaten Blumensträuße. Moderiert wird der Schützenabend von «Tinu, Franz und René»; das Trio gibt sich lustig, besingt spöttisch die Hausmänner und Emanzen, beschwört die wahren Schrecken weiblicher Emanzipation. Gespenster, die vom Jodlerchor mit kehligen Lauten in die Flucht geschlagen werden. Eine Kapelle spielt zum Tanz: fünf Geschwister aus dem nachbarlichen Wiggen. Die Schützenkönigin umhalst ihren Vater beim Walzern und lacht. Doch ganz so lustig, wie das Wyberschiess-Lied es behauptet, will es heuer nicht werden. Verloren sitzen die Ehrendamen auf der Bühne, namenlos, zupfen an den gestärkten Spitzenhäubchen, warten auf Tänzer, die nicht kommen wollen. Ab und zu entwischt eine in die Toilette, drapiert die Falten und Schleifen, streicht über die Spitzen, und der gerahmte Herr General über dem Spiegel, der sich, wer weiss wie, an dieses stille Örtchen verirrt hat, hilft diesmal auch nicht weiter.

Dann werden die Lücken in den Tischreihen grösser. Bald wird der heilige Sebastian in der Vitrine, der Schutzheilige des Tages, mit seinen Pfeilen im Leib alleine zurückbleiben. Der Montag hat begonnen.

Die Bildlegenden sind Auszüge aus dem Lied «Am Wyberschiesset» von Heinz Willsegger (Komposition) und Hans Tüschler (Text).